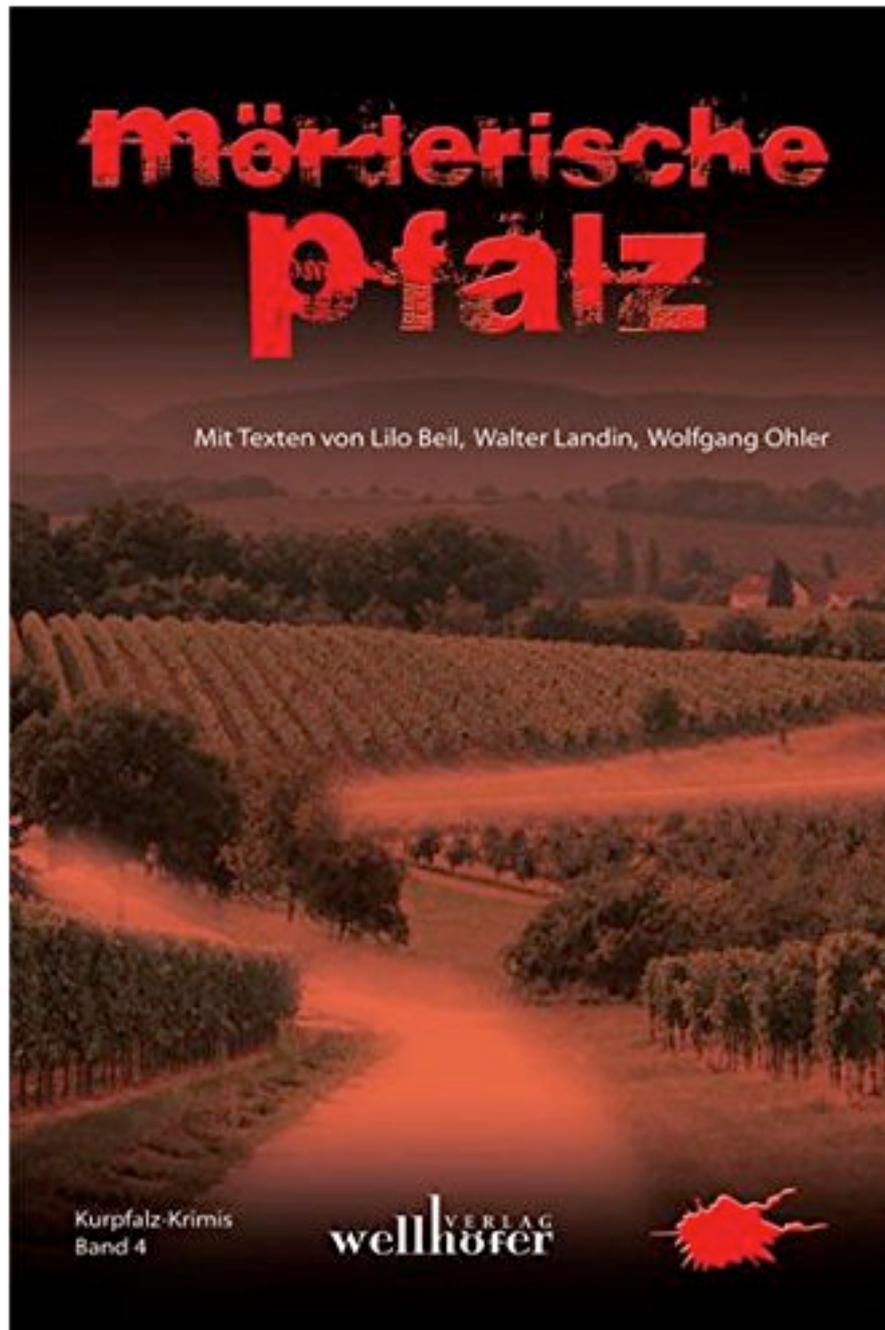


LESEPROBE: „Der Hochzeitstag“ aus dem Buch:



DER HOCHZEITSTAG

Unzählige Male habe ich mich gefragt, weshalb ich damals, im Frühling 2003, genau gesagt am 29. März, in die Südpfalz gefahren bin. Es mochte ein Anfall von Nostalgie gewesen sein, wie er Menschen überkommt, die bereits die Mitte des Lebens überschritten haben. Vielleicht war es auch nur Neugier, was sich wohl verändert haben musste in den 20 Jahren, die seit meinem letzten Besuch des Dörfchens verstrichen waren. Oder war alles eine Art Mutprobe, ein Ausloten meiner Nervenstärke, meines Durchhaltevermögens, meiner Kaltschnäuzigkeit?

Ich mochte es irgendwie nötig haben, mir selbst zu beweisen, wie hart ich sein konnte, wenn es denn darauf ankäme. Penelope hatte mich immer einen weichen, romantischen Narren gescholten.

Vielleicht war es aber auch ein übermütiges Auftrumpfen gegenüber Penelope - Gott hab sie selig - , die mich während unserer acht Jahre dauernden Ehe vergeblich zu einem reiselustigen Menschen hatte machen wollen.

Reiseprospekte waren ins Haus geflattert, Buchungen waren abgeschlossen und dann kurzfristig storniert worden. Exotische Ziele wurden ins Auge gefasst, doch weder Sandstrände mit Palmen noch thailändische Tempel konnten mich reizen. Weder sanftmütig dreinschauende Asiatinnen, den Touristen beladene Fruchtschalen entgegenhaltend, noch knapp bekleidete lateinamerikanische Tänzerinnen vor Zuckerhutkulisse hätten mich bewogen, mein geliebtes Heim zu verlassen, sei es auch nur für kurze Zeit.

Es war nicht Geiz, es war keine Flugangst, es war auch keine Furcht vor dem Fremden, Unbekannten, was mich bewog, das Zuhausebleiben dem In - die Ferne - Streben vorzuziehen.

Keine Berührungsängste dem Exotischen gegenüber, keineswegs, wie ein Nachbar vermutet hatte, ein Nachbar übrigens, der sich brüstete, weltoffen zu sein, und der nach jeder seiner ausgedehnten Reisen in alle möglichen Winkel des Erdkreises stets mit den alten Vorurteilen zurückkam.

Der Service im Luxushotel in Bangkok war miserabel gewesen, das Essen im Astor in Dubai nicht dem „PreisLeistungsverhältnis“ angemessen, und am Strand von Irgendwo gab es entschieden zu viele Möwen. Das hätte der Veranstalter der Kulturreise doch klug bedenken müssen.

Jener Nachbar gestand mir übrigens einmal in einer gesprächigen Minute über den Gartenzaun hinweg, dass er eigentlich die Reisen nur

seiner Frau zuliebe unternahm, die gerne damit im Freundeskreis prahlte, dass er aber eigentlich jedes Mal viel lieber in die Rhön, in die sächsische Schweiz oder in den Schwarzwald fahren würde.

Nein. Die Berührungsängste mit dem Fremden waren es nicht.

Auch biederere Ziele wie Städtefahrten nach Dresden, Wien, Budapest, sogar kleinere gemütliche Aufenthalte in rustikalen Landgasthöfen - oder Radlerferien an der Ostsee, Wandern im Allgäu oder Weinproben im Kraichgau, also Ziele, die fast vor der Haustür lagen: Ich lehnte sie allesamt kategorisch ab, und jetzt, im Nachhinein, muss ich schon gestehen, dass ich durch mein konsequentes Reiseveto das auslöste, was passierte, ja was passieren musste.

Summa summarum hatte mich meine Reisephobie, die ich mir eigentlich selbst nicht erklären konnte, gerettet. Gerettet vor dem Entdecktwerden damals, als nach Penelopes Tod der Kommissar mit dem prüfenden Blick zu mir ins Haus kam und mich befragte.

Alle, alle Nachbarn, die wenigen Freunde, alle konnten sie bezeugen, was sie insgeheim immer belächelt hatten: meine krankhafte Reisephobie, mein Bibertum, wie einige es boshaft nannten.

Also, denke ich, war diese Reise, die ich dann doch - ohne Penelope natürlich - machte, meiner Aufmüpfigkeit entsprungen.

Reisen, und dies ohne sie, das hätte mich letztendlich vielleicht doch noch begeistern können, aber es sollte etwas anders kommen. Wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte, vielleicht wäre aus mir noch ein passionierter Reisender geworden.

Während ich so Richtung Südpfalz fuhr, sinnierte ich vor mich hin. Der Gedanke, dass ich, als Gatte oder Ex-Gatte von Penelope, eigentlich Odysseus heißen müsste und nicht ganz banal Heinrich, belustigte mich. War es nicht eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Penelope, in der antiken Sage der Inbegriff von Sesshaftigkeit und Heimatverbundenheit, in unserer Ehe die treibende Kraft war, in die Ferne zu streben, während ich - Odysseus, der Irrfahrer und Abenteurer - mein reiselustiges antikes Alter Ego ebenfalls Lügen strafte?

Penelope, der Inbegriff nicht nur von Sesshaftigkeit, sondern auch von ehelicher Treue. Penelope, die alle Freier abweist und auf Odysseus wartet, der hinwiederum es nicht so ernst nimmt mit der treuen Verbundenheit zwischen Ehegatten. Penelope, die ewig Liebende, über Jahre und Jahre hinweg. Penelope, die ewig Hoffende. Hier lachte ich bitter auf. Ich überlegte, ob ich über die neue, futuristisch wirkende Rheinbrücke fahren sollte, sie mutete amerikanisch an, diese Brücke, aber nein.

Da sah man den Speyerer Dom nur aus der Ferne, und Penelope hatte es immer so genossen, ganz nah am Dom der Stadt vorbeizufahren und die Türme der Kirchen, des Museums und des Altpörtel zu sehen. Sie schwärmte davon, wenn sie von ihren Stippvisiten - natürlich ohne mich -

zurückkam. Ich war nicht nachtragend, und Penelope selig zuliebe machte ich den Abbieger, um dem Dom und der Speyerer Skyline nahe zu sein. Stellvertretend für Penelope. Da hatte für sie doch die Pfalz begonnen, bevor es weiterging über die Autobahn hinunter, an Schwegenheim, Lingenfeld vorbei, um dann in Kandel abzubiegen. An der schönen, trutzigen Kirche aus dunkelrotem Stein vorbei, dann hin zum Dörfchen, ihrem Dörfchen, wie sie es nannte.

Dort war sie Kind gewesen, dort hatte es sie immer wieder hingezogen während der acht Jahre, die ich mit ihr verheiratet gewesen war. Zweimal habe ich sie offiziell begleitet, nicht öfter. Und dann war natürlich unsere Hochzeit dort gefeiert worden. In der Mühle. Einmal war ich inoffiziell dort ... aber das wusste lange nur ich allein.

Nun fuhr ich an den noch öden Feldern vorbei. Dies war ein strenger und langer Winter gewesen, aber bald würde rege Betriebsamkeit herrschen auf den Feldern und in den Wingerten, wo das mürbe alte Rebholz beschnitten werden würde.

Plötzlich durchzuckte es mich. Ob man mich wohl erkannte? Aber nein. Mein bester Garant für ein perfektes Inkognito war die Tatsache, dass ich - ich wusste es selbst und hatte diesbezüglich keine Illusionen, in diesen Jahren, die zwischen meinem letzten offiziellen Besuch und dem jetzigen Reisetag lagen - mich sehr verändert hatte.

Meine dunklen Haare waren grau und gelichtet, meine sehr schlanke Gestalt von einst hatte sich in ein Embonpoint verwandelt, will man es freundlich ausdrücken. Keine Menschenseele würde mich wiedererkennen, denn ich war mir selbst fremd geworden, betrachtete ich mich im Spiegel. Es kam mir manchmal vor, als sei ich irgendwann, als ich um die vierzig war, ausgewechselt worden, fast über Nacht. Natürlich nur äußerlich. Die Seele des einen war in den Körper des anderen, des „Neuen“ geschlüpft.

Eine phantastische Vorstellung. Wie gesagt, ich würde nicht erkannt werden.

Dieser „Tag des Museums“ hatte mich gereizt, der im Veranstaltungskalender der Tageszeitung angekündigt gewesen war. „Attraktive Kurzreisen und kulturelle Aktivitäten jenseits des Rheins“ hieß die Überschrift, ein richtiger Hingucker. Und da prangte mir der Name des Dörfchens, Penelopes Dörfchens, entgegen. Historische Führung durch das malerische Winden mit seinen Fachwerkhäusern, seinem Heimatmuseum, Kirche und Mühle.

Die Mühle. Anfangs war mir der kalte Schweiß ausgebrochen, als ich das Wort las. Unsere Hochzeitsfeier, dann das Andere, Jahre später. Die Mühle.

Und dann spürte ich in mir so eine Art Trotzreaktion aufkommen, eine Art übermütigen Triumph. Welche Herausforderung. Ich würde hinfahren. Welch Abenteuer. Und nun war ich auf dem Weg in Penelopes Dörfchen.

Und da ging es auch schon durch die Unterführung hindurch, da war die 20er - Jahre -Villa, die von einem Lehrerehepaar bewohnt worden war, Freunden von Penelopes Eltern, den Apothekern. Penelope, das „Mädchen aus besserem Haus“ und mit einem Dünkel versehen, den sie nie ablegte in ihrem relativ kurzen Leben. Penelope, die nur mit den Kindern des Pfarrers, des Bürgermeisters, des Dorfarztes, der wenigen sehr reichen Bauern hatte spielen dürfen. Das verwöhnte Apothekerstöchterchen Penelope.

Ich schaute in den Rückspiegel und prüfte noch mal mein Aussehen. Ich war wirklich nicht zu erkennen. Altern hat manchmal auch etwas Gutes, dachte ich mit Galgenhumor.

So einiges hatte sich verändert im Dorf.

Es hatte sehr viel Stil bekommen, war teilweise etwas überrestauriert oder überdekoriert, aber es war der Trend auch hier bemerkbar, nämlich der Trend zum eher geschmackvollen, authentischen Restaurieren. Da und dort hatten wohl „Fremde“ von außerhalb Häuser von Einheimischen gekauft und mit viel Enthusiasmus und Geld Wundervolles daraus gemacht.

Die Führung, an der ich teilnehmen wollte, die „historische Führung durch das schmucke Winden“, sollte in zwanzig Minuten beginnen. Ich wollte nicht zu lange wartend herumstehen und riskieren, doch noch erkannt zu werden.

Meine Sonnenbrille schützte mich vor den schon kräftigen Frühlingsstrahlen und etwaigen allzu neugierigen und durchdringenden Blicken. Aber Einheimische würden sowieso nicht teilnehmen an der Führung, jedenfalls war dies nicht sehr wahrscheinlich. Auch merkte ich erleichtert aufatmend, dass der Fremdenführer ein sehr junger Mann war und Hochdeutsch sprach. Er war vielleicht ein Student. Er trug einen Pferdeschwanz. Vielleicht war er ein hier ansässiger Künstler. Winden hatte einen Künstlerhof und Galerien bekommen, ein kultureller Aufstieg. Die Führung begann am sogenannten „Wollenschläger-Plätzel“, benannt nach einem Sohn des Dorfes, der in Baden-Baden als Blusenfabrikant zu Wohlstand gekommen war und welcher der Gemeinde während der 50er und 60er Jahre viele großzügige Stiftungen gemacht hatte.

Die Linde auf dem Plätzel bekam zartgrüne Blättchen.

Dann ging der Touristentrupp - wir waren eine stattliche Truppe von etwa 30 Leuten - die Hauptstraße hinauf und wurde über verschiedene alte Fachwerkhäuser informiert. Da. Das Gasthaus zum Schwanen. Hier hatten wir am Abend vor der Hochzeit zu einer kleinen Vorfeier eingeladen. Ich musste schlucken und schaute mich kurz um, ob meine Mittouristen etwas von meiner Reaktion bemerkt hatten. Der große Hof war zu einem Heimatmuseum umgewandelt worden. Sehr clevere Idee,

wirklich. Man beging den Hof und sah hinter Glas - liebevoll zusammengetragen - Zeugen des dörflichen Lebens früherer Zeit. Werkzeuge, Schubkarren, Gefäße, Gerät der Bauern und Handwerker und Winzer, Spinnrocken und Irdenes aus den Häusern.

Dann zum Nachtwächterhäuschen, das Einblick gab in die Wachstube einer längst vergangenen Epoche. Gegenüber das Rathaus aus dem Jahr 1757. Viel Fachwerk und ein Blickfang direkt an der viel befahrenen Hauptstraße.

Aber ja. Und nun doch das Pfarrhaus, das keines mehr war. Ein Arzt bewohnte es nun. Penelope hatte viele Geschichten von den Streichen mit den Pfarrerstöchtern erzählt, die, so war es mir immer erschienen, freier und unverstellter aufgewachsen waren als Penelope, meine verwöhnte und dünkelhafte Frau. Gott hab sie selig. Da waren immer „unzählige Kinder aus dem ganzen Dorf“ versammelt gewesen, wie Penelope es ein wenig abfällig ausgedrückt hatte.

Unser Fremdenführer machte die Führung wirklich zu einem kurzweiligen Erlebnis. Er würzte seinen Bericht mit allerhand Anekdoten und auch Histörchen über Leute und Gebäude von damals. Aus der Dorfchronik hatte er ein Schmankerl herausgefischt. Ein Schmankerl über eine Pfarrfrau, die Pfarrfrau Henrici aus dem Jahr 1729. Er erzählte:

„Diese Pfarrfrau Henrici, die doch als reformierte Pfarrfrau in der Gemeinde als Vorbild zu wirken hatte, wurde von der Messnerin, also der Kirchendienerin, angeklagt, erstens in einem öffentlichen Wirtshaus mit einem Schuhmachermeister lutherischer Religion getanzt zu haben, außerdem in Abwesenheit ihres Mannes im Pfarrhaus Männerbesuch empfangen zu haben, worauf hin nicht 60, 70 oder 80 Personen, sondern nur 30 zum Abendmahl erschienen seien.

Doch der frevlerischen Taten nicht genug, sie habe ein halbes Jahr später mit Schollen gegen den Laden des Meisters geworfen „ zum Signal, er solle herauskommen und mit ihr reden.“

Der junge Fremdenführer las dann einen Liebesbrief der Pfarrerin an den Schuhmachermeister vor, den er in der Dorfchronik gefunden hatte. Der Wortlaut dieses Briefes ging so:

„Mein herzliches Kind, die Liebe gegen ihn ist so groß, dass ich sie nicht aussprechen kann. Tag und Nacht sind meine Gedanken bei ihm (sic).

Ich

sorge im Traum und es geht mir übel, dass ich Ursach habe, Gott zu bitten, dass er mir die Gedanken verändert. Mein lieber Schatz und mein liebes Herz, das ich liebe bis in den Tod. Aus meinem Sinn kömmt er nicht mehr, es mag auch gehen wie es will, und die Leute sagen, was sie wollen, doch bekommen sie nicht, was sie wollen. Wann ich nur einmal meine Gedanken könnte offenbaren. Die paar Zeilen von seiner Hand haben mich gefreuet von Herzen und ich befehl ihn Gott und bleib ihm

getreu bis in den Tod. Und meine Gedanken sag ich ihm jetzt nicht, bis ich einmal zu ihm komm, wenn es Gottes Wille ist. Mein liebes Kind, sei tausendmal begrüßt.“

„Ja ja, und die Leute, die den Brief gefunden haben, haben seine Echtheit bekundet, und der Pfarrer Henrici musste dem Druck der Gemeindeglieder nachgeben und sich versetzen lassen. Er ist ein Jahr später gestorben. Mit nur 33 Jahren.“

Der junge Fremdenführer schwieg, und ich war voller Sympathie für den armen gehörnten Ehemann, den Pfarrer Henrici, der auch noch für die Untreue seiner Frau zahlen musste. Mit Ehrverlust und dem Leben. Bestimmt war er vor lauter Kummer gestorben. Doch eine junge Frau unserer Gruppe rief:

„Wie gemein. Das ist doch ein fingierter Brief. Offensichtlicher geht es nicht. Welche Frau hätte ihren Liebhaber „mein herzliches Kind“ genannt. Diese hinterhältigen Leute.“

Es gab eine kleine Diskussion unter den Teilnehmern der Führung, doch ich hielt mich zurück und versagte mir jeglichen Kommentar. Ich wollte nicht auffallen. Das konnte ich mir nicht leisten in meiner Situation.

„So“, sagte der junge Mann mit Pferdeschwanzfrisur und strich sich übers Kinn. „Wir gehen jetzt zur Kirche, über den Friedhof und dann hinunter zur Mühle.“

Und humorig fügte er hinzu: „Sie können ja die Diskussion über Pfarrerin Henrici und ihren unseligen Ehemann beim Gang zur Mühle hinunter weiterführen.“

Was die meisten auch taten. Mir schwirrte der Kopf von all dem mehr oder weniger unqualifizierten Geschwätz. Was wussten die Leute schon von den Leiden eines Mannes, dessen Frau untreu ist. Ich versuchte, mich auf die Natur um mich herum zu konzentrieren, die - zugegeben - in der Südpfalz nahezu paradiesisch ist. Da konnte ich Penelopes Schwärmereien schon verstehen, die desto größer wurden, je älter sie wurde. Übrigens, zum Glück stand die Besichtigung der Apotheke nicht auf dem Plan, aber das Haus war, soweit ich wusste, schlecht restauriert worden und daher kein Schmuckstück, das man Touristen zeigen wollte. Den gewundenen Pfad hinab, und da stand im Mühlengrund die wunderschöne Mühle, die für Penelope und mich schicksalhaft geworden war. Vor allem und zunächst für Penelope.

Wir näherten uns dem stattlichen Gebäude mit seinen vielen Nebenanlagen und Stallungen, und es kam uns der Lärm von vielen Stimmen entgegen.

O ja. Es hatte sich nichts geändert an der Sitte, die Mühle für Hochzeitsfeierlichkeiten und Empfänge zu mieten. Damals schon, bei unserer Hochzeit, war es gerade in Mode gekommen, wir waren etwa die ersten dieser modernen und schicken Hochzeitsgesellschaften gewesen. Trendsetter.

Festlich gekleidete Menschen mit Sektgläsern in der Hand prosteten sich zu, man knabberte Kleinigkeiten von einem im Freien aufgestellten Büffet. Es war eine Reise in die Vergangenheit, und mein Erschrecken war ungemein groß. Trotz der etwas anderen Mode und den etwas anderen Knabbereien - jede Zeit hat ihre kulinarischen Vorlieben: ich meinte, an meiner eigenen Hochzeit vor etwa einem Vierteljahrhundert teilzunehmen. Die Männer trugen die Haare zwar nun nicht mehr lang wie damals, die Frauen waren irgendwie anders geschminkt, aber dennoch, im Wesentlichen hatte sich nichts geändert.

Die Kinder, die herumtollten, die Teenager, die anbändelten, die Erwachsenen, die ebenfalls anbändelten, die eigenen Ehepartner ignorierten und sich entweder jüngeren Partnerinnen von Verwandten oder interessanteren Männern zuwendeten. Die Gesprächsfetzen, die an mein Ohr drangen: Rezepte, ein bisschen Politik, Klatsch, Smalltalk und Zurechtweisungen von Kindern durch die Eltern, beschwipste Stimmen und Stimmen von Gästen im Zustand fortgeschrittenen Betrunkenseins, dazwischen Höflichkeiten und Derberes, zwischen Paaren ausgetauschte Eifersüchteleien, das eine oder andere Flirtgeflüster und Aufforderungen zu mehr.

Wo war das junge Hochzeitspaar des heutigen Tages? Ich fragte mich, wo Braut und Bräutigam zu finden waren. Weit und breit war kein Paar, das wie ein Brautpaar aussah, zu finden.

Die beiden dort, die wie Turteltauben mit sich selbst beschäftigt waren? Gewiss kein Ehepaar, aber auch nicht das Brautpaar, dazu war das Outfit viel zu grell und auffallend und für meine Begriffe geschmacklos. Piercings, so weit das Auge reichte, und dies bei beiden, Mann und Frau. Die Frau, bemerkte ich, war nicht eine Frau mit männlichem Haarschnitt, sondern auch ein Mann. Das war anders als vor einem Vierteljahrhundert, wo sich schwule Paare noch bedeckt halten mussten. „... in der Mühle beim Fototermin“, schnappte ich da auf. Das musste das Brautpaar sein, das sich fotografieren ließ.

Mein Herz schlug heftig, als ich in die Mühle hineinging, wo es eine sachgemäße Führung gab. Der alte Müller, ein humorvoller Mann, sah mich länger an, als erinnere ich ihn an einen alten Bekannten, aber er schaute gleich wieder weg und begann mit seinen Erklärungen. Ob er noch da sein würde, der Aufzug, der Aufzug für die Lasten? Aber gewiss doch. Er war doch ein wichtiges Element für die Mühle gewesen. Früher, als die Mühle noch in Betrieb war. Und später dann. Für mich. Mein Herz stockte, als wir oben ankamen. Der Photograph sprang zur Seite, denn fast hätte ich ihn umgerempelt vor Aufregung.

Ich musste mich wieder in die Gewalt kriegen. Ich war hierher gekommen, nun musste ich es durchstehen, tapfer durchstehen trotz allem.

Niemand hatte mich gezwungen. Ich war aus freien Stücken gekommen. Der Mensch ist doch ein Wesen mit freiem Willen. Ich hatte es so gewollt. Die junge Frau in meiner Gruppe, die Verteidigerin von Pfarrerin Henrici, die Verständnisvolle für Untreue und Verrat, sie stand neben mir und schaute mich so misstrauisch an, viele Fragezeichen im Blick.

„Was hat er nur plötzlich?“ schien sie zu fragen.

Der Aufzug war für den Fototermin hochgezogen worden. Mit einem festen Seil, war zu hoffen, denn die beiden, die im offenen Lastenaufzug posierten, dem primitiven Aufzug für Mehlsäcke und andere Lasten, waren keine elfenartigen Wesen, keineswegs. Sie waren gar nicht im Trend, gewichtsmäßig sozusagen, sondern beide sehr korpulent. Der Mann, groß und blond, ein Hüne und nicht mehr sehr jugendlich, vielleicht ein ehemaliger Athlet, der nun in die Breite ging, seine auch nicht mehr taufrische Braut, längst kein Frühlingsküken mehr, hatte - es musste gesagt werden, und ich sage es mit den anschaulichen Worten meines Großvaters selig, eine Figur „wie ein Hasenkasten“ und war ein „aufgestumpfter Mausknottel“ dazu.

Ich wusste, wie viel der Aufzug tragen konnte. Das Schildchen, ich hatte es genau gelesen, um sicher zu sein, damals: 150 kg Traglast insgesamt.

Diese beiden brachten zusammen aber an die zwei Zentner oder mehr auf die Waage. Vor meinen Augen sah ich den Lastenaufzug in die Tiefe sausen, genau wie damals, bei meinem letzten inoffiziellen Besuch in der Mühle, als ich, hinter der von Spinnweben verhangenen Sperrholzwand mich versteckend, Penelope zum letzten Mal sah. Ihre entsetzten, weit aufgerissenen Augen, als das Seil riss. Der eine Schrei, unvergesslich. Unvergesslich. Und der zweite Schrei, der Schrei des Mannes, der bei ihr war.

Warum nur hatte sie mich verraten, warum diese heimlichen Treffs, das nostalgische Getue mit dem ... Menschen, den sie von der Schulzeit her kannte, jenem verklemmten Klassenprimus, der Arzt geworden war und mit dem sie mich verlassen wollte. Ich hatte den Brief gefunden, wie Pfarrerin Henrici beziehungsweise die Leute aus seiner Gemeinde 1729 den Brief seiner untreuen Frau gefunden hatten.

Einen romantischen Treff hatten sie sich ausgedacht. Die Mühle. Wie geschmacklos, die Mühle, den Schauplatz unserer Hochzeit, ausgerechnet die Mühle als Ort des Stelldicheins.

Sie sollte einen nostalgischen Tod haben, sie, die mir mit ihrer Nostalgie, ihren Reisen in die paradiesische Kindheit, ihrer romantischen Sehnsucht und Schwärmerei nach und nach die acht Jahre gemeinsamen Zusammenlebens zur Pein hatte werden lassen.

Ich ging zum Aufzug, stürzte auf das Brautpaar zu.

„Retten sie sich, dieser Aufzug bringt den Tod. Springen Sie ab.“

Und ich zerrte am Ärmel des stattlich gebauten Bräutigams, am Taftkleid der nicht minder stattlichen Braut. Die lachten betreten. Einige Leute aus meiner Gruppe kicherten. Die junge Frau, die Verteidigerin der treulosen Pfarrfrau Henrici, starrte mich fassungslos an. Der Photograph machte ein Bild von der Szene, das konnte er sich nicht entgehen lassen.

Ich sah ein Schildchen am Aufzug angebracht. Lastenaufzug geeignet für 300 kg. Ach ja, es hatte sich einiges verändert in dem letzten Vierteljahrhundert. Sie mussten den Aufzug renoviert haben seit damals, stabilisiert und gesichert nach dem schrecklichen Unfall vor fast zwanzig Jahren. Es hatte eine kurze Untersuchung gegeben damals, der Unfall war zweifelsfrei attestiert worden, ich war als notorischer Stubenhocker und Nichtreisender schnell von jeglichem Verdacht freigesprochen worden.

Ein Mann aber sah mich lange und prüfend an. Es war der alte Müller, und in seinem Blick stand zu lesen, dass er mich erkannt hatte nach all den Jahren und trotz meiner Altersmetamorphose.

Schade, wo ich doch gerade angefangen hatte, am Verreisen Gefallen zu finden.

Aus „Mörderische Pfalz“ [„Mörderische Pfalz“](https://www.wellhoefer-verlag.de/?Krimis/%22M%26ouml%3Brderische_Pfalz%22),
https://www.wellhoefer-verlag.de/?Krimis/%22M%26ouml%3Brderische_Pfalz%22

Wellhöfer Verlag, Mannheim 2008
ISBN 978-3-939540-21-2 12 Euro 80